

Alois Baumgartner

Kirchlich sozialisiert in der Zeit des Konzils



Wenn ich mir Rechenschaft zu geben versuche, inwieweit ich vom Geschehen des Zweiten Vatikanischen Konzils innerhalb der etwa drei Jahre zwischen Oktober 1962 und Dezember 1965 erfasst und vielleicht auch geprägt wurde, zögere ich mit einer schnellen Antwort aus zwei Gründen.

Zum einen verbinde ich den Aufbruch der Kirche, die Erfahrung ihrer „ökumenischen“ Weite und das Erlebnis der weltumspannenden Katholizität in ihrer kulturell vielfältigen Gestalt nicht zuerst mit dem Konzil, sondern mit dem Münchner Eucharistischen Weltkongress in den Sommertagen des Jahres 1960. Die *statio orbis* und die lebendige Teilhabe an der eucharistischen Gemeinschaft war für mich und viele meiner Generation schon eine Anbahnung dessen, was sich später im Konzil verdichten sollte. Kein Tag, an dem ich als damals angehender Abiturient nicht den morgendlichen Sonderzug von Mühldorf nach München bestiegen hätte, um spät abends erschöpft, aber Kopf und Herz voller Eindrücke zurückgefahren wäre.

Zum anderen waren die Konzilsjahre zugleich die Jahre meines theologischen Hauptstudiums, zunächst an der Universität Münster, dann an der Philosophisch-Theologischen Hochschule auf dem Freisinger Domberg. Wir wuchsen ganz selbstverständlich in die konziliare Theologie hinein. Wir hatten anderes nicht gehört und hatten von daher weder ein Problem, uns auf das theologisch Neue einzulassen, noch einen Bedarf an Korrektur. Natürlich wurden wir immer wieder Zeugen des Ringens in Rom. Wir waren vom Konzil geprägt, ohne es bewusst wahrzunehmen.

Für den damaligen Theologen war das Konzil allgegenwärtig. Als ich mich im Herbst 1963 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster einschrieb, fehlten zwei namhafte Professoren. Sie weilten in Rom: der Liturgiewissenschaftler Emil Lengeling als so genannter Peritus des Konzils und der Dogmatiker Joseph Ratzinger, den der Kölner Kardinal Josef Frings sich

als Konzilsberater an seine Seite geholt hatte. In Freising studierten wir bei den damals jungen Professoren Josef Finkenzeller (Dogmatik), Johannes Gründel (Moraltheologie), Josef Schmitz (Fundamentaltheologie) sowie bei dem Liturgiker Rupert Berger. Sie bewegten sich nicht in den ausgetretenen Pfaden ihrer Disziplinen. Wir erlebten sie als Lehrende und zugleich Lernende, die von den theologischen Ansätzen des Konzils erfasst wurden.

Kardinal Döpfner kam in jeder Sitzungspause des Zweiten Vatikanischen Konzils nach Freising und ließ uns teilnehmen an der Dramatik und auch an der Dramaturgie der Kirchenversammlung. Wir gewannen in Döpfner das Bild eines Konzilsvaters, der – obwohl selbst einer der großen Gestalten des Vatikanums – in die Schule des Konzils ging. Leidenschaftlich und manchmal fast beschwörend klangen seine Ansprachen, aus Sorge, das Konzil könnte in der Routine des Priesterseminars an uns jungen Theologen irgendwie vorbeigehen. Heute denke ich, dass seine Sorge unberechtigt war. Wir hörten eine biblisch fundierte Dogmatik. Wir lasen nicht nur die Liturgische Konstitution, sondern wir feierten die „neue“ Liturgie im Dom und im Priesterseminar. Wir hatten alle Chancen, uns auf die historisch-kritische Exegese einzulassen, und doch den wichtigen Schritt zu einer differenzierten biblischen Theologie weiterzugehen.

Wenn heute gelegentlich sehr kontrovers über den „Geist des Konzils“ gesprochen wird, so meine ich rückblickend, dass unsere theologischen Diskussionen sehr wohl davon geprägt waren. Die Hauptseminare an der Hochschule ließen den Geist der Dialogbereitschaft und der Offenheit spüren. Die Grundstimmung war nicht defensiv und nicht von apologetisch-abwehrbereiter Attitüde. Ich erinnere mich an die Neugierde, mit der ich Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ und Helmut Thielickes „Theologische Ethik“ in die Hand nahm, um in den Hauptseminaren darüber zu referieren. Als besonders nachhaltig bleibt mir ein dogmatisches Hauptseminar bei Josef Finkenzeller über das konziliare Kirchenverständnis in Erinnerung. Es war unmittelbar nach der Promulgation von „Lumen Gentium“. Das Thema, das ich zu bearbeiten hatte, lautete: „Die *eine* Kirche und die vielen Kirchen.“ Das Konzil hatte den christlichen Gemeinschaften der orthodoxen und reformatorischen Tradition Kirchlichkeit zuerkannt, indem es von Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften sprach. Der Akzent lag dabei nicht auf einer minimalistischen Auslegung, welchen der Gemeinschaften das Attribut Kirche im eigentlichen Sinn zukomme und welchen nicht. Der Akzent lag vielmehr darauf, wie das gemeinsame kirchliche Wirken, in dem sich

die Sendung Jesu fortsetzt, trotz institutioneller Trennung zu verstehen und zu leben sei.

Der konziliare Grundgedanke, Kirche als Gemeinschaft zu verstehen, der alle Getauften angehören und an deren Sendung alle teilnehmen, ist mir in seiner fundamentalen Bedeutung vor allem in den Jahren nach meinem Studium deutlich geworden, als ich beruflich und ehrenamtlich mit der katholischen Laienarbeit in Berührung kam. Dass die Kirche von allen ihren Mitgliedern getragen wird, und dass alle verantwortlich sind für ihre Sendung, musste die Teilung der Kirche in Klerus und Laien überwinden. Dass alle berufen sind, an ihrem Platz und mit ihren Möglichkeiten die Hoffnung, die von Christus ausgeht, zu bezeugen, musste die Fesseln einer selbstgenügsamen Kirche sprengen. Die Partizipation auf allen Ebenen – in der Kollegialität der Bischöfe und Priester und in der Mitverantwortung der Laien – ist ein Vermächtnis des Konzils. Nach seinem Verständnis ist die Sendung des Bischofs, des Priesters, der Ordensleute und der Laien keineswegs eine von oben nach unten delegierte Sendung. Sie geht von Christus selbst aus. Sie begründet deshalb eine je eigene, nicht delegierbare Verantwortung. Es genügt nicht, den Ruf nach Demokratie in der Kirche als ihrem Wesen nicht gemäß zurückzuweisen. Sondern es muss positiv eine Besinnung auf effektive Kollegialität und Partizipation einsetzen. Der Status quo bleibt weit hinter dem Konzil zurück. Eine Weiterentwicklung halte ich für dringend erforderlich.